## San Cristobal de la Habana, die Hauptstadt Cubas.

Von Rudolph Rabe.

Das ersehnte Festland Ostasiens glaubte Christoph Colon zu erblicken, als sich am 28. Oktober des Jahres 1492 die gewaltige, weithin gestreckte, zerrissene Gebirgskette der kegelförmigen Vulkane Kubas vor ihm aus dem Meere erhob. Wenige Tage vorher hatte er nach der langen, bangen abenteuerlichen Fahrt über den Atlantischen Ozean die erste Insel „San Salvador" gefunden, nun näherte er sich seiner Meinung nach dem großen Festland selbst, freudigen und erhobenen Herzens. Welch herrlicher Anblick bot sich auch ihm und seinen Schiffsgenossen, denn ihnen, den Seefahrern des Mittelmeeres, mußten selbst die Schönheiten der heimischen Gestade erblassen vor den glühenden Tinten, von der sinkenden Sonne hier auf der leuchtenden See azurblau grünlich schillernd, und tief purpurfarbig gemalt — vor der Frische, mit der hier eine üppige Gebirgs-Landschaft, gleichsam geschmückt mit dem tauigen Kleide des ersten Schöpfungstages, vor ihnen aufstieg. Es ist der Hauch dieses Unberührtseins, der Jungfräulichkeit der Natur, das Fernsein des Menschen und des Schaffens, die Bewunderung Gottes in seiner Schöpfung allein, die den Fremden, der zum erstenmal tropische Landschaften erblickt, so machtvoll ergreift. Diesem Gefühl gab auch Colon Ausdruck, als er seine Schiffe in einem sicheren Hafen unterm Schutze der Küstenfelsen geborgen, indem er, an das Land kommend, sofort eine Messe lesen ließ, und heute noch zeigt man in Havana einen riesigen uralten Baumwollbaum („Eriodendron anfractuosum") als Zeugen des ersten christlichen Gottesdienstes auf der westlichen Hemisphäre und hat eine Kapelle aus weißem Marmor, El Templete genannt, darunter errichtet. Seinem Schutzpatron, dem heiligen Christoph zu Ehren, gründete Christoph Colon an diesem weiten und sicheren Hafen, den er gefunden, die Stadt San Cristobal de la Habana. Hier ankerten später die Flotten, mit denen Cortez und Pizzaro auszogen zur Eroberung von Mexiko und Peru. Diego Colon und Velasquez nahmen im Jahre 1514 den Bau der so schnell wichtig werden Hafenstadt in die Hand, und so entstand langsam der heute noch bestehende enge, winklige Stadttheil am Hafen mit seinen Tausenden einstöckiger, grell buntfarbig — grün, gelb, blau, rosa — bemalter Häuser. Wie in Sevilla tritt uns in der Tochterstadt der echte spanische Stil entgegen; die Fenster nach der Straße vergittert, der Kaltbewurf abgefallen, die Fassade vernachlässigt, während im Hof sich gewöhnlich eine reizvolle Architektur entfaltet. Hier versammelt sich unter dem Sonnensegel auf den kühlen Marmorfliesen beim Rauschen der Springbrunnen und im Schatten von Bananen und Palmen die Familie, auf Schaukelstühlen sich wiegend und sämmtlich rauchend, die Frauen nicht ausgenommen. Auch in den Zimmern sucht man vergeblich nach unseren schweren Polstermöbeln und Schränken, nur Schaukelstühle und leichte Nipptischchen bilden die Ausstattung; die Betten umschließen Moskitonetze.

Bietet so das alte Hafenviertel, von der Straße gesehen, einen Anblick, der an die alten orientalischen Städte, an Kairo und Damaskus erinnert, wo auch vom Hof aus die Palmen über die niedrigen flachen Dächer ungepflegter Häuser ragen, so erfreuen in den neuen Stadttheilen schöne breite Boulevards, mit Alleen von Lorbeerbäumen geschmückt, das Auge. Diese Erweiterung der Altstadt ist seit dem Jahre 1866 nach der Schleifung der Wälle entstanden, mit denen früher Havana befestigt werden mußte, weil im 14. Jahrhundert kecke Seeräuber im Handstreich die Stadt eroberten und 1762—1764 England seine Hand auf sie gelegt und sie nur sehr zögernd auf Spanien's Drängen zurückgezogen hatte. Der gewonnene Zuwachs hat Havana außerordentlich verschönert, und man wird schwerlich eine reizvollere Straßenflucht wiederfinden, als den Paseo de Isabel oder den Prado mit den Gärten und den reichen Säulenhallen seiner Villen, dem Ausblick auf Hafen und Meer, besonders wenn die Sonne sinkt, der Passatwind die Kühlung der See herüberträgt und durch die Kronen der Lorbeerbäume die Düfte der blüthenreichen Gärten ziehen. Zu dieser Stunde des Tages zieht es das junge Volk und auch die Alten zum Centralpark hin, wo unter dem Standbild Isabellas die spanische Militärkapelle Märsche und Tänze vorträgt. Wer hier im hellen Mondschein wandelt, umspielt von der linden, duftigen Nachtluft der Tropen, der halte sein Herz fest, daß er es ja nicht an eine der gluthäugigen, schwarzlockigen, schönen Sennoritas verliere. Hier ist der Korso, die Zusammenkunft der durch ihre Frauenschönheit bekannten kubanischen Kreolinnen. In kurzen bunten seidenen Kostümen gehen sie einher, jeder Schritt voll Grazie, jede Bewegung voll Anmuth, — die schwarzseidene Mantilla tragen sie kokett um das Haupt geschlungen, eine Granatblüthe oder ein Leuchtkäfer glänzt im Haar, und aus dem schmalen Oval des Gesichts locken und lachen die dunklen, gefährlichen Augensterne. Auch unter den Creolen finden sich viele Gesichter von männlicher Schönheit, und besonders stolz sind die vornehmen Kubaner auf die Kleinheit ihrer Füße, die von den „Großfüßlern", den Spaniern, nie erreicht wird. Ihre meist recht oberflächliche Bildung erhalten die jungen Mädchen im Hause, durch Lehrer und Priester. Die reichen Pflanzer schicken ihre Töchter wohl auch in gute Pensionate nach New York oder Paris. Der Erziehung der jungen Leute nehmen sich die Dominikaner in ihren Schulen an und in der 1728 gegründeten Universität, die jetzt mit einer Sternwarte verbunden ist, von der in dankenswerthem Eifer von dem Prior des Klosters täglich telegraphische Wetterberichte und Warnungen vor den furchtbaren Wirbelstürmen dieser Breiten an alle Häfen des mexikanischen Meerbusens abgesandt werden. Viele Kirchen schmücken die Stadt, vor allem die alte, 1724 von den Jesuiten erbaute Kathedrale. Bei dem Eintreten in die hohen, gewaltigen Hallen blicken zwei Mottergottesbilder Murillos auf uns herab; in der Nähe des Altars sind, in eine Mauer eingesenkt, die Gebeine des großen Entdeckers Colon, von denen die Grabschrift kündet:

„Reste und Bildniß des großen Colon,
Während Jahrhunderten in der Urne bewahrt
Und in der Erinnerung unseres Volkes."

Vielverschlagene Gebeine des großen Seefahrers, von Valladolid im Sarg übers Meer nach San Domingo auf Haiti übergeführt, von hier nach Havana gebracht, werdet ihr hier endlich Ruhe finden, oder werden euch die Spanier nochmals mit sich nehmen in das Heimathland, als letzte Reliquie, den erobernden Amerikanern weichend?

Auf den Ernst der Gegenwart lenkt auch der Anblick der in der Nähe der Cathedrale befindlichen Capitania General an der Plaza de Armas, des Hauptquartiers von Martinez Campos, General Weyler und jetzt von Marschall Blanco.

Der schönste Stadttheil von Havana ist der Vorort Cerro, der, hoch gelegen, sich über die Hügel an Hafen und Meer hinzieht. Schaut man von der Höhe herab, so sieht man eine fäulengetragene Villa, umgeben von Gärten und Palmengruppen, sich an die andere reihen; über den weißen, leuchtenden, flachen Dächern wiegen sich die schlanken Schäfte der Palmen, rechts dehnt sich die offene See; die Sonne sinkt und wirft lodernde Lichter über dieses Bild. Der Athem stockt voll Bewunderung bei so viel Schönheit, doch nur wenige Minuten dauert der Glanz des Sonnenunterganges in den Tropen, — jäh bricht die Nacht herein. Wir steigen zur Stadt hinab, Leuchtkäfer umschwirren uns auf einsamem dunklem Wege. So schnell löst die Finsterniß hier das Licht ab; uns fröstelt, und in gleichmäßigem Trabe fährt hinterher ein schwarzbehangener Leichenwagen. Ob das gelbe Fieber wohl den Todten dahingerafft hat? Stetig schwebt dieses Gespenst über der schönen Stadt und fordert zu Hunderten und Tausenden alljährlich seine Opfer.

Trotzdem äußert sich die Lebenslust in Havana ungebunden und froh, und ein heiteres gesellschaftliches Leben entfaltet sich Abends in den vornehmen spanischen Kasinos und Clubs in den glänzend erleuchteten Cafés am Centralpark, in den zahlreichen Theatern. Hier zieht weniger das Schauspiel der Bühne die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, als das gegenseitige Begegnen und sich Begrüßen, die Besuche in den Logen, — und halblautes Geflüster, Lachen und das Fächerspiel der Sennoritas tönen fortwährend in das Spiel hinein. Dieses Betrachten des Theaters als gesellschaftlichen Zusammenkunftsort hat wohl auch die Sitte mit sich gebracht, daß man für einzelne Akte einen Sitz kaufen kann und nach Belieben kommt und geht. Die Damen verlassen tagsüber sehr selten den Schatten des Hauses, wie überhaupt für jeden Weißen ein Gang in den Mittagsstunden sich durch Fieber rächt und erst gegen Abend sieht man sie in ihren Volantes, den nationalen, zweiräderigen Wagen, ausfahren, um ihre Einkäufe zu machen. Die jungen Sennoritas erblickt man nie ohne eine häßliche Negerin oder Mulattin als Duenna, — ist es nun Sitte oder ist es schlaue Berechnung, daß gerade die schönsten Mädchen die häßlichsten Begleiterinnen wählen, wohl als Folie für den eigenen Liebreiz? Die besuchtesten Läden liegen in der Calle de l'Obispo und der Calle O'Reilly, und die feinsten Pariser Putzartikel laden zum Verkauf ein, doch findet sich auch die deutsche Industrie hier wacker vertreten, besonders in Eisenwaaren, Spielzeug, Wollenwaaren, Lederzeug, Handschuhen und Parfümerien.

Die Lebensweise wird durch das Klima geregelt. Man steht früh auf, schon um 5 Uhr des Morgens, da, wie schon erwähnt, in der Mittagshitze das Ausgehen leicht Fieber bringen kann, und genießt als erstes Frühstück Apfelsinen und Ananas in Scheiben, Biskuit und eine kleine Tasse schwarzen Kaffee. Gegen 9 Uhr erfolgt ein kräftigeres Mahl, bestehend aus herrlichen goldschimmernden Fischen, Eiern, Fleischspeisen und Tropendelikatessen, wie z. B. Guavengelee mit Quarkkäse (eine vorzügliche Zusammenstellung; die Hauptmahlzeit genießt man um 4 Uhr Nachmittags. Der frühe Morgen zeigt schon viel Verkehr auf der Straße; die besser gestellten Leute gehen in weißen Flanellanzügen mit breitem Strohhut, während das ärmere Volk, ein Stück Zuckerrohr oder eine schwarze Cigarre im Munde, bunte Lumpen trägt, aus denen die braunen Glieder herausschauen. Zeitungsjungen und Fruchthändler kommen heran; Zuckerrohrhändler, Negerbarbiere, Schuhputzer bieten ihre Dienste an, belastete Esel und Maulthiere traben vorbei und hochbeladene Büffelkarren fahren daher. Reiter galoppiren heran in hohen spanischen Sätteln und schuhähnlichen Steigbügeln, in roher, echt südländischer Art die Sporen unbarmherzig einsetzend. Plappernde Negerinnen nähern sich lachend und kreischend, jede raucht eine Cigarre vor sich hin; jetzt bekreuzigen und verbeugen sie sich, denn ein Priester geht, wie ein Stutzer gekleidet, vorüber, in schwarzseidener Soutane, den Dreispitz auf dem Kopf, mit schwarzen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen.

Am lebhaftesten ist das Gedränge und Gewühl des Volkes am Fruchtmarkt, dem Taconmarkt, einem quadratischen Gebäude, von Läden besetzt, auf dessen offenem großem Hofraum sich der Markt befindet. Treten wir heran!

Alles schreit durcheinander, Käufer und Verkäufer; laut gellt das Lachen und Schelten der Neger, nur die armen Chinesen schleichen lautlos, gedrückt durch die Menge. Thierstimmen mischen sich darein, das Schlachtvieh brüllt, und auf dem Markt schaukeln sich hunderte bunter, kreischender Papageien und Affen.

Drängen wir uns an den Läden vorbei auf den Markt! Auf zweirädrigen Karren werden Wein, Rum und Olivenöl in strohumflochtenen Flaschen angeboten, daneben stehen Zuckerrohrverkäufer — jeder Junge taut sein Stück Zuckerrohr —, ein Chinese hockt daneben mit Porzellan und Theebüchsen, hält Götzen und Papierfächer feil.

In langer Reihe folgen die Fischweiber. Das Meer ist in diesen Breiten ungemein reich an wohlschmeckenden Fischen, die außerordentlich billig sind und neben Früchten das Hauptnahrungsmittel des Volkes bilden. Geflügelhändler stehen dahinter, wie hören lauter Hahnengeschrei; in einem Käfig sind zwei Kampfhähne aneinander gerathen und mit grausamen Augen betrachten die Umstehenden die kämpfenden Vögel — bildet doch der Hahnenkampf, bei dem man den wüthenden Thüren stählerne Sporen anschnallt, noch immer gleich den Stierkämpfen ein regelmäßiges Volksvergnügen. Rasch gehen wir weiter und kommen zu braunen Fischern, die Krebse, Krabben und Austern, bunt schillernde Muscheln, Schwämme, Korallen und Perlmuscheln feil bieten, die sie tauchend der Tiefe entnommen. Dann folgen die Früchte des Landes, große Haufen von Zwiebeln und Garbonzos, die Würzen jedes Mahls für den Kubaner, süße Kartoffeln, Guaven, Yamswurzeln in Körben, Salat, Maiskolben, Mohrrüben, Schoten, Aepfel, Bananen, Ananas, Apfelsinen, Mangos, Citronen und Feigen, alles, was dieser gesegnete Boden trägt. Trockene Bohnen, Erbsen, Hirse, Kokosnüsse und Zuckerrohr, Tomaten, Sellerie, Kohl, Gurken, Wassermelonen und Kürbisse, Radieschen, kleine Oliven, frischer Käse in Weinlaub, Eier, spanischer Pfeffer in Schoten, Artischocken und Kakaobohnen. Und wie billig das alles! Für wenige Pfennige kaufen wir eine schöne Ananas, die „Königin der Früchte", „reina de los frutas," hocken neben dem Verkäufer auf einem Bänkchen nieder und verzehren die schöne Frucht. Die Papageien kreischen und schlagen mit den Flügeln — wie bunt und toll ist das Treiben! Ein Kubaner in buntem Hemd mit nackten Beinen liest einer Hökerin das Programm des morgigen Stiergefechts vor, vier Neger balgen und schlagen sich mit leeren Körben und Tragringen und lachen dabei, wie nur solch Neger lachen kann, in seinem schwarzen Fell unter der Sonne der Havana das harmloseste und vergnügteste Geschöpf auf Gottes Welt. Ein alter Nigger mit grauem Krauskopf sitzt dabei und flickt seine Schuhe; er nascht dabei heimlich an den Kuchen, die ein Chinese neben ihm feil hält, — rings umher wird gekauft, gestritten, gelacht und geplaudert, ein heiterster Jahrmarkt, täglich mit neuer Freude zu sehen! Plötzlich ertönt auf der Straße rauschende Musik, spanisches Militär zieht vorbei, das Volk wird still und blickt mit finsteren Blicken auf die Truppen. Kuba ist ein vulkanischer Boden, und auf einem drohenden Vulkan steht Spaniens Herrschaft; das beweisen die sich immer wiederholenden Aufstände.

Das Leben in Habana ist billig für den Fremden infolge der starken Untervaluta des dortigen Geldes; so gaben die zahlreichen Geldwechsler gern für 5 Dollar amerikanisches Geld 13—14 Dollar spanisches Papiergeld. Wir sahen in langer Zeit weder Gold, noch Silber, noch Kupfer ausgemünzt; auch der kleinste Betrag, beim Barbier, beim Kauf einer Frucht, wurde in schmutzigen Papierlappen bezahlt. Dieser Minderwerth des spanischen Papiergeldes drückt ebenfalls hart das Land und erhöht die Kaufkraft des amerikanischen Dollars.

Als Mittelpunkt des westindischen Handels und Knotenpunkt für die Häfen des Mericanischen Golfes ist Havana mit seinen 230,000 Einwohnern ein sehr bedeutender Handelsplatz mit starkem Seeverkehr und direkten Dampferverbindungen nach Nord- und Südamerika, England, Deutschland, Frankreich und Spanien. Hier gelangen in erster Linie die Produkte der Insel zur Verschiffung: Rohzucker, Tabak, Rum, Farbholz, Kaffee und Wachs. Die Vereinigten Staaten sind die Hauptabnehmer dieser Waaren, und da amerikanisches Kapital sehr stark an den Tabaks- und Zuckerpflanzungen Kubas und den erschlossenen Bergwerken betheiligt ist, so erklärt sich daraus das starke Interesse der amerikanischen Börsenkreise für die Regelung der jetzigen kubanischen Wirren. Auch die Regierung in Washington tariert die „Perle der Antillen" richtig als den Schlüssel zwischen Nord- und Südamerika, seestrategisch hochwichtig in der günstigen Lage gegenüber den südlichen Häfen der Union und den Hafenplätzen Mexikos. Da nun bei dem nunmehr eröffneten Kriege die erste kriegerische Aktion der Amerikaner sich von Key West aus hauptsächlich gegen den Hafen von Havana richten wird, so wollen wir zum Schluß einen Blick auf dessen Befestigungen werfen. Der Eingang wird geschützt durch das auf einen Felsen weithin sichtbare und in den Stein hineingebaute Castillo del Morro, dessen Riesenmauern von Philipp den Zweiten herrühren. Auf der Höhe dieses Kastells, der Stadt gegenüber, liegen die von Karl den Dritten mit enormen Kosten errichteten Festungswerke der Cabanas. Diese sind landseitig durch drei Bastionen abgeschlossen und gewähren Unterkunft für viertausend Mann. Im Südwesten des Hafens erhebt sich das hochgelegene Castillo de Atares, und Morro gegenüber auf der Stadtseite liegt am Meer das starke Fort La Punta; endlich auf den Höhen über der Stadt das Castillo del Principe. Besetzt sind diese Werke mit 660 Geschützen.

Wenn sich der Kampf erhebt und die Blitze der Granaten um die alten Hafenmauern zucken, die modernen Panzern so wenig gewachsen sind, dann steigt vor uns bei dem Streite der Völker bitter und mahnend das Wort Colons empor, das er beim ersten Anblicke Kubas in seinem Entzücken ausrief:

„Dieses ist das schönste Land, das je ein menschliches Auge erblickt hat!"

## Victoria regia.

Humoreske von Lare Dilling.

Aus dem Dänischen von Friedrich von Känel.

Ich war zufrieden mit mir selber. Ich stand vor einer großen Spiegelglasscheibe und that, als ob ich einige Photographieen betrachtete, aber dies war nicht der Fall.

Ich sah drinnen nur eine Photographie in Lebensgröße von meiner eigenen hohen Person, nach der letzten Mode gekleidet.

Ich hatte gerade das Lateinartium gemacht.

Wie ich dort stand, gleich Narziß entzückt mein eigenes Bild betrachtend, begann ich zu überlegen, wie ich den Nachmittag verbringen wollte.

Auf der Straße herumschlendern wollte ich nicht.

Helga Johnsen behauptete, daß ich sie am Vormittage dreiundzwanzigmal gegrüßt hätte, während ich durch die Straße schlenderte; aber das war natürlich nur Uebertreibung.

Plötzlich kam es mir in den Sinn, daß die berühmte Riesenwasserpflanze, „Victoria regia", gerade jetzt im botanischen Garten blühte. Ein Spaziergang dort hinaus, das war eine gute Idee. Man kann die Pflanze betrachten, sehen — und gesehen werden.

Gedacht, gethan.

Der Hofplatz war mit Privatequipagen und Droschken gefüllt. Leute strömten beim Treibhause ab und zu.

Ein eleganter Jagdwagen, von zwei prächtigen Pferden gezogen, fuhr gerade in den Hofraum herein.

Im Wagen saßen ein Herr und eine Dame. Er hatte keinen Kutscher, sondern lenkte selber.

Es war ein schöner, gutgewachsener Mann mit einem etwas schläfrigen Angesicht, sie eine voll entwickelte Frau von strahlender Schönheit und mit üppigen Formen.

Sie trug eine elegante schwarze Kleidung mit hochrother Brustschleife und hinter ihrem Schleier erblickte man ein wunderbar schönes, bleiches Gesicht und ein Paar funkelnder schwarzer Augen.

Der Herr blieb im Wagen zurück, um die Pferde zu hüten. Sie sprachen englisch, ehe sie ihn verließ. Also ein Lord mit eigener Equipage.

Ich folgte ihr.

„Is it there?" fragte sie.

„Yes," antwortete ich englisch.

Ich lief voraus und öffnete die Thür des Treibhauses.

Sie dankte mit einem reizenden Lächeln.

Nun stand ich an ihrer Seite am Rand des Bassins.

Eine große Palme streckte schirmend ihre Blätter über unsere Köpfe, rings um uns her schlangen sich exotische Pflanzen und zu unseren Füßen schaukelte die Riesenpflanze „Victoria regia" ihre mächtigen Blätter, während die halbgeschlossene weiße Blüthe auf der Wasserfläche zu schlummern schien.

Aber ich sah weniger auf die Blüthe zu meinen Füßen, als auf die prachtvolle Blume an meiner Seite.

Auch sie war eine „Victoria regia", großartig in ihrer Schönheit und ihren Dimensionen gleich der königlichen Pflanze.

„Ach, du herrliche Wasserlilie von der grünen Insel Albions," dachte ich, „wie gerne möchte ich Dich mit liebender Hand unter die norwegischen Berge verpflanzen, wenn nicht ein schläfriger Lord Dich für sein Gold gekauft hätte, um mit Dir einen der alten englischen Herrenhöfe zu zieren, die ich so gut aus Mrs. Braddons Romanen kenne!"

„Very beautiful", sagte Mylady.

„Very beautiful," antwortete ich mit einem glühenden Blick.

Ich hätte nie geglaubt, daß ich so sprachkundig wäre. Allerdings hatte ich auf der Schule English gelesen, aber gesprochen hatte ich es nie, und nun flossen die Worte von meinen Lippen, wie die Perlen auf dem Rosenkranz einer Nonne.

Die Liebe war mein Lexikon, und ich fand jede Phrase, die ich suchte.

Was ich sagte?

Ja, das weiß ich nicht mehr, und selbst wenn ich mich dessen erinnerte, so würde ich es nicht sagen; denn es klingt nicht norwegisch. Es verliert allzu sehr durch die Uebersetzung.

Nur so viel kann ich sagen, daß ich interessant und witzig, ja sogar beredt und verliebt war.

Meine Wangen glühten, und das Blut floß wie Feuer durch meine Adern; aber es war auch schrecklich warm da drinnen — eine wahrhaft tropische Hitze, und in einem solchen Klima wächst Alles ungeheuer schnell.

In der heißen Zone reifen Früchte an einem einzigen Sommertag, und die Frauen fangen im vierzehnten Jahre zu welken an. Was Wunder darum, daß meine junge Liebespflanze bald blitzschnell emporschoß in einer Temperatur von, die Götter mögen wissen, wie viel Graden?

Sie wandte sich zum Gehen.

„Erlauben Sie, daß ich Sie zu Ihrem Wagen begleite, Mylady?"

„Um Gotteswillen nicht. Mein Mann ist entsetzlich eifersüchtig. Er könnte Sie erschießen."

„Schießt er?"

„Ausgezeichnet. Er könnte eine Fliege auf Ihrer Nase erschießen, ohne Ihnen zu schaden, wenn Sie nur stillständen."

„Ich glaube kaum, daß ich still stehen würde und habe keine Lust, die Bekanntschaft des Lords zu machen."

„Leben Sie wohl, Sir," ertönte es sanft von ihren Karminlippen, noch ein Blitz aus den dunklen Augen, und „Victoria regia", meine „Victoria regia" war verschwunden.

Das Ganze erschien mir wie ein schöner Traum.

Ich erhob den Blick und bemerkte jetzt erst, daß ich nicht allein war. Es waren viele Besucher im Treibhause und auf der anderen Seite des Bassins stand Helga Johnsen und sah mich mit vorwurfsvollen Blicken an.

Ja, Sie kennen Helga Johnsen vielleicht nicht?

Helga Johnsen ist achtzehn Jahre alt und soll im Sommer das Mittelschulexamen machen. Sie ist die Tochter des reichen Landhändlers Johnsen daheim in der Bygd, wo der Vater Pfarrer ist.

Sie ist ein liebes Ding mit kastanienbraunem Haar, das in einem dicken Zopf den Rücken hinabhängt.

Helga Johnsen und ich haben von klein auf Liebesleute gespielt, unsere Eltern möchten so gerne, daß wir einander heirathen sollten, und ich habe sie auch sehr gern gehabt; aber in diesem Augenblick verachtete ich mich beinahe selbst wegen meiner thörichten Verliebtheit als Kind . . .

In der folgenden Nacht hatte ich entsetzliche Träume. Mir kam es vor, als schwämme ich in dem großen Bassin umher, während der Lord nach meinen Brustknöpfen als Ziel schoß, die ich als Konfirmationsgeschenk von Helga Johnsen erhalten hatte.

Es war schon spät am Tage, ehe ich angekleidet war.

Ich machte einen Spaziergang um den Festungswall, um meine brennende Stirn von der frischen Seeluft kühlen zu lassen.

War es wirklich möglich?

Ja, es war „Victoria regia", die allein daherspazierte, ganz allein.

Eine seidene Robe mit einer Unendlichkeit von Plissees und Festons umwogte ihre majestätische Gestalt. Sie war schöner, als je.

Sie lächelte mir schon von Weitem entgegen, ich ging auf sie zu, und wir nahmen Platz auf einer Bank.

Ich begann damit, daß ich ihr sagte, ich sei glücklich, sie zu sehen und schloß mit dem Satz, daß ich vor Liebe zu ihr unglücklich wäre.

Sie bedeutete mir, daß sie verheirathet sei.

Was that das? Meine Liebe war rein, wie der Schnee auf den Bergen eines Vaterlandes, platonisch, wie diejenige Dante's und Petrarca's! Sie sollte meine Beatrice, meine Laura, mein Ideal sein!

„Sie sind ein großes Kind!" sagte sie und gab mir einen leichten Schlag mit dem einen Handschuh, den sie ausgezogen hatte.

Ich ergriff ihre Hand, eine weiße, gut geformte Hand, mit Diamantringen geschmückt, und bedeckte sie mit Küssen.

Sie stand auf.

„Ich muß gehen. Denken Sie, wenn uns Jemand sähe!"

„Darf ich nicht mehr mit Ihnen zusammentreffen?"

„Vielleicht. Kommen Sie heute Abend in das Tivoli."

Sie ging nach der Allee. Noch ein Lächeln von ihren Karminlippen, noch ein Blitz aus den dunklen Augen, und Victoria regia war wieder verschwunden.

Zu Hause fand ich ein Billet vom Landhändler Johnsen.

Er war gerade nach der Stadt gekommen, hatte Grüße von daheim für mich und lud mich ein, im Hotel mit ihm zu speisen und ihn und Helga nachher in's Tivoli zu begleiten.

Ich konnte nicht anders, als seine Einladung annehmen. Ueberdiens konnte ich draußen leicht einen Vorwand finden, um zu entschlüpfen und mit meiner Angebeten zu sprechen.

Beim Mittag im Hotel war ich in strahlendem Humor und Helga Johnsen war ebenfalls munter und glücklich.

Armes Mädchen! Sie ahnte nicht, daß schon eine Andere den Ehrenplatz in meinem Herzen eingenommen hatte!

Als wir hinaus in das Tivoli gekommen waren, spähten meine Augen vergebens im Saale umher. Victoria regia war nirgends zu sehen.

Geistesabwesend folgte ich der Vorstellung.

Landhändler Johnsen bestellte Champagner. Ich goß ein Glas nach dem andern hinunter. Helga betrachtete mich mit ängstlichen Blicken.

Das Stück war zu Ende. Nachher sollte „Der berühmte amerikanische Schützenkönig mit Frau" auftreten.

Im Zwischenakt machte ich einen Spaziergang in den Garten. Nirgends eine Spur von Mylady. Sie hatte mich also hintergangen.

Ich nahm wieder meinen Platz ein. Der Vorhang ging in die Höhe.

Die Scene stellt einen Wald vor, und — was sehe ich? — ist es ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie? Doch nein, es ist die traurigste Wirklichkeit!

Herein tritt Mylord, als amerikanischer Kolonist gekleidet, mit der Flinte auf der Schulter und hinter ihm her kommt Victoria regia gehüpft, meine schöne Victoria regia, voll erblüht — frei von ihrer zivilisirten Kleidung und in einem phantastischen Schwimmkostüm.

Sie lächelte nach allen Seiten hin, hob die Arme empor, als wenn sie sich in's Wasser werfen wollte, ergriff eine kleine Salonbüchse und schoß mit teuflischer Sicherheit nach der Scheibe.

Ich saß wie versteinert, während meine starrenden Augen alles wie im Schlaf sahen.

Ich sah, wie sie und Mylord die wunderbarste Sicherheit im Schießen bewiesen, und ich bemerkte, wie sie zum Schluß an die Wand gestellt wurde, während ihr Mann als Wilhelm Tell eine rohe Kartoffel, oder wie es mit einem milden Ausdruck in den Zeitungen genannt wurde: einen Apfel von ihrem Haupte schoß.

Der Beifallssturm rauschte mir um die Ohren. Wieder kam sie auf die Scene gehüpft, erhob die Arme, als wenn sie sich ins Wasser werfen wollte und grüßte reizend nach allen Seiten.

Noch ein Lächeln von ihren Karminlippen, noch ein Blitz aus den dunklen Augen, und Victoria regia war verschwunden.

Und ich blieb zurück, schmerzlich verwundet, als ob jede Kugel der Salonbüchse mein Herz getroffen hätte. So also! Sie, die Königin meiner Seele war nur eine Schützenkönigin, und das Lächeln, das mich so glücklich gemacht hatte, verschenkte sie an jeden Lümmel, der sein Entree im Saale bezahlt hatte.

Eine weiche Hand legte sich auf meine Schulter und ein paar freundliche Augen blickten mir theilnehmend in's Gesicht.

„Bist Du unwohl?" fragte Helga Johnsen. „Du bist so bleich."

„Nein, einen Augenblick war ich unwohl; aber jetzt ist es vorüber."

„Das Schießen hat Dir vielleicht nicht gut gethan?"

Wir spazierten ein wenig im Garten, der Landhändler ging voran.

Ich weiß nicht mehr genau, was ich und Helga sprachen, aber vor dem Hotel behielt ich ziemlich lange ihre Hand in der meinigen.

„Nun, was soll ich dem Pastor sagen, wenn ich heimkomme?" fragte der Landhändler.

„O, Du kannst sagen, daß ich ein gutes Examen gemacht und bereits an mein Amtsstudium gedacht habe; denn ich und Helga haben uns verlobt."

„Bravo, mein Junge, gratulire! Bravo!"

„Still, lieber Schwiegervater, nicht so laut! Du wirst wohl wissen, daß man nicht zu früh Victoria — regia rufen darf," sagte ich, indem ich das „regia" leise beifügte und einen Abschiedskuß auf Helga Johnsens Lippen drückte.

### Trost.

Verzage nicht, wenn auf der Welt
Kein Wesen Dich versteht,
Und daß Du einsam wandern mußt,
Wo Alles paarweis geht.

Es hat doch jedes Gräslein grün
Den Tropfen, der's betaut,
Und sei die Haide noch so öd —
Sie schmückt ein Gras — ein Kraut.

Die Wolke küßt des Felsen Haupt,
Daß er nicht einsam bleibt —
Es kosen Wellen mit dem Wrack —
Im Meer, das einsam treibt.

Verzage nicht, es kommt gewiß
Der, welcher Dich versteht —
Und kommt er nicht, die Hoffnung ist's,
Die leitend mit Dir geht.

Karczag Nandor.

### Der empfindliche Chef.

Chef (wüthend zum Kommis): „Was fällt Ihnen eigentlich ein, auf dieses Konto zu schreiben: „Siehe Folio 194." Seit wann duzen wir uns denn?"

Kommis: „Bitte sehr, Herr Maier, ich schrieb ja ganz deutlich: „Sie he! Folio 194!"